

JODI MEADOWS

Nur ein Leben



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Jeder in Range weiß, wer Ana ist: Ana ist das Mädchen mit der neuen Seele. Etwas, das es noch nie gegeben hat. Jeder andere, den sie kennt, trägt nämlich eine uralte Seele in sich, die immer wiedergeboren wird. Jede Erfahrung und jede Erinnerung aus einem alten Leben bleiben so erhalten. Doch als Ana geboren wurde, passierte etwas Unglaubliches: Eine Seele starb, und Ana wurde mit einer reinen Seele geboren. Was hat das zu bedeuten? Ist es etwa ein schlechtes Omen? Niemand will daher etwas mit Ana zu tun haben, nicht einmal ihre Mutter kann ihre Anwesenheit ertragen. Mit achtzehn ergreift Ana die erste Möglichkeit, um ihr Zuhause zu verlassen. Sie muss herausfinden, warum ausgerechnet sie so anders ist als alle anderen. Daher will sie in die Stadt Heart, in das Zentrum allen Wissens, aber auf dem Weg dorthin wird sie beinahe von merkwürdigen Geisterwesen getötet. Erst in letzter Sekunde wird sie gerettet – von Sam. Ana muss herausfinden, was vor sich geht, bevor auch Sam sich von ihr abwendet und die Welt, wie sie sie kennt, in Schutt und Asche liegt ...

## *Autorin*

Jodi Meadows lebt im Shenandoah Valley, Virginia, zusammen mit ihrem Ehemann, einer Katze und einer alarmierenden Anzahl von Frettchen. Schon lange ist sie ein überzeugter Bücherwurm und wollte eigentlich schon immer Schriftstellerin sein, spätestens aber, seitdem sie sich dagegen entschieden hatte, Astronautin zu werden. Weitere Informationen unter [www.jodimeadows.com](http://www.jodimeadows.com).

Jodi Meadows

---

Nur  
ein Leben

Das Meer der Seelen

Band 1

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Michaela Link

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»Incarante« bei Katherine Tegen Books,  
an imprint of HarperCollins Publishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das fsc®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

### 1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2013  
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Jodi Meadows  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: FinePic®, München;  
Getty Images/Nina K. Sundberg 2006  
Kapitelvignette: Maja Henning  
Redaktion: Kerstin von Dobschütz  
NG · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-47601-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für meine Mom,  
die mich ermutigt hat, meinen Träumen zu folgen,  
und die nie ausgeflippt ist,  
wenn ich sie angerufen und gefragt habe,  
wie man Gehirnerschütterungen, gebrochene Glieder  
oder Verbrennungen zweiten Grades kuriert.*



## Dreihundertdreißigstes Jahr der Lieder, dritte Woche

Was ist eine Seele anderes als ein Bewusstsein, das wieder und wieder geboren wird?

Dank unserer neuen Technik wissen wir, dass eine Seele als eine Serie von Oszillationen identifiziert werden kann. Die Seelenkundler können diese Schwingungen mit ihren Maschinen messen. Die Sequenz jeder Seele ist einzigartig. Und sie bleibt immer gleich, unabhängig davon, wie die körperlichen Reinkarnationen beschaffen sind. Ich bin hundertmal wiedergeboren worden, und ich erinnere mich an jedes einzelne Leben.

Seelen sind Empfindung, sie sind das Wesen, das in einem neuen Körper geboren wird, wenn der alte stirbt.

Es hat immer eine Million Seelen gegeben, aber jetzt sind wir nur noch eine Million minus eins. Vor fünf Jahren verdunkelte sich in der Nacht, in der Ciana starb, der Tempel schlagartig. Als Li heute Abend unsere Tochter gebar, erwarteten wir Cianas Reinkarnation. Stattdessen wurden Wahrheiten, auf die wir unsere Gesellschaft gegründet hatten, unwiderfürlich erschüttert.

Seelenkundler nahmen die Hand des Neugeborenen, drückten sie auf den Seelenscanner und suchten in der Datenbank nach einer Übereinstimmung mit der aufgenommenen Sequenz von Schwingungen.

Es wurde keine Übereinstimmung gefunden. Diese See-

le war noch nie zuvor geboren worden. Woher kam sie also?  
Was ist mit Cianas Seele geschehen? Ist sie ersetzt worden?  
Könnten auch andere ersetzt werden?

Ist diese neue Seele überhaupt real?

*Menehems persönliches Tagebuch*



# Schnee



Ich bin nicht wiedergeboren.

Als ich begriff, wie sehr mich das von allen anderen unterschied, war ich fünf. Es war die Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche im Jahr der Seelen, die Seelennacht, in der sich die Leute erzählen, was sie vor drei Leben gemacht haben. Vor zehn Leben. Zwanzig. Kämpfe gegen Drachen, die Entwicklung der ersten Laserpistole und der vier Leben währende Versuch von Cris, eine Rose in reinstem Blau zu züchten, nur um dann von allen zu hören, sie sei purpurn.

Niemand machte sich die Mühe, mit mir zu reden, daher sprach ich kein Wort – kein einziges –, hörte jedoch gut zu. Sie hatten alle schon einmal gelebt, hatten gemeinsame Erinnerungen, hatten Leben, auf die sie sich freuen konnten. Sie tanzten um die Bäume und das Feuer, tranken, bis sie vor Lachen umfielen, und als es Zeit war, den Dank für die Unsterblichkeit zu singen, schauten einige zu mir herüber, und auf der Lichtung herrschte eine so unheimliche Stille, dass man den meilenweit entfernten Wasserfall auf die Felsen donnern hörte.

Li brachte mich nach Hause, und am nächsten Tag besann ich mich auf alle Wörter, die ich kannte, und bildete einen Satz. Alle anderen erinnerten sich an hundert frühere Leben. Ich konnte das nicht und musste wissen, warum.

»Wer bin ich?« Meine ersten gesprochenen Worte.

»Niemand«, sagte sie. »Eine Seelenlose.«

Ich ging fort.

Es war mein achtzehnter Geburtstag, nur wenige Wochen nach der Jahreswende.

Li sagte: »Gute Reise, Ana«, doch ihre Miene war versteinert, und ich bezweifelte, dass sie es aufrichtig meinte.

Das Jahr der Dürre war das schlimmste meines Lebens gewesen, voll aufgestautem Zorn und Ärger. Das Jahr des Hungers hatte nicht viel besser begonnen, aber jetzt war mein Geburtstag, und ich hatte einen Rucksack voller Verpflegung und Ausrüstung und die Aufgabe herauszufinden, wer ich war und warum ich existierte. Die Möglichkeit, den feindseligen Blicken meiner Mutter zu entkommen, war ein positiver Nebeneffekt.

Ich sah über die Schulter zum Purpurrosenhaus zurück, wo Li, groß und schlank, vor der Tür stand. Zwischen uns wirbelten Schneeflocken.

»Auf Wiedersehen, Li.« Mein Abschied gefror wie Nebel in der kalten Luft, als ich den Rucksack schulterte. Es war Zeit, dieses abgelegene Haus zu verlassen und die anderen kennen zu lernen. Von seltenen Besuchern abgesehen kannte ich niemanden außer meiner schlangenhertigen Mutter. Der Rest der Bevölkerung lebte in der Stadt, in Heart.

Der Gartenpfad wand sich zwischen den reifbedeckten Tomatenranken und Kürbissen den Hügel hinab. Ich zog den Wollmantel enger um mich, während ich die Frau zurückließ, die mich zur Strafe jedes Mal tagelang hungern ließ, wenn ich eine Pflicht nicht richtig erfüllt hatte. Von mir aus durfte es das letzte Mal sein, dass ich sie sah.

Unter meinen Stiefeln knirschten Kies und Eis. Ich behielt die Fäuste in den Taschen und biss die Zähne gegen die Kälte zusammen. Lis durchdringender Blick verfolgte mich den ganzen Weg den Hügel hinunter, stechend wie die Eiszapfen, die vom Dach hingen. Es spielte keine Rolle. Ich war jetzt frei.

Am Fuß des Hügels wandte ich mich nach Heart. In der Stadt würde ich meine Antworten finden.

»Ana!« Li winkte auf der Türschwelle mit einem kleinen Metallgegenstand. »Du hast den Kompass vergessen.«

Ich stieß einen Seufzer aus und stapfte wieder zurück. Sie würde ihn mir nicht bringen, und es überraschte mich nicht, dass sie gewartet hatte, bis ich unten am Fuß des Hügels war, bevor sie mich an meine Nachlässigkeit erinnerte. Als ich zum ersten Mal meine Tage bekommen hatte, war ich aus der Toilette gerannt und hatte geschrien, dass ich verblute. Sie hatte gelacht und gelacht, bis ihr klar geworden war, dass ich tatsächlich gedacht hatte, ich würde sterben. Daraufhin war sie erst recht in schallendes Gelächter ausgebrochen.

»Danke.« Der Kompass schmiegte sich in meine Hand, und ich steckte ihn in meine vordere Tasche.

»Nach Heart sind es vier Tage nach Norden. Sechs bei diesem Wetter. Verlauf dich nicht, denn ich werde dich nicht suchen gehen.« Sie schlug mir die Tür vor der Nase zu und schnitt den warmen Luftstrom von der Heizung ab.

Verborgen vor ihren Blicken streckte ich ihr die Zunge heraus, dann berührte ich die geschnitzte Rose in der Eichentür. Dies war das einzige Zuhause, das ich je gekannt hatte. Nach meiner Geburt hatte Menehem, Lis Geliebter, unser Reich verlassen. Die Demütigung, eine seelenlose Tochter zu haben, war zu groß gewesen, als dass er hätte bleiben können, und Li hatte mir die Schuld gegeben – an allem. Sie hatte sich nur deshalb um mich gekümmert – oder etwas in der Art –, weil der Rat sie dazu gezwungen hatte.

Danach – noch immer verletzt und gekränkt von Menehems Verschwinden – war sie mit mir ins Purpurrosenhaus gezogen, das ebenfalls verlassen worden war. Sein Name stammte aus der Zeit, als Cris dort Rosen züchtete, die niemand außer

ihm selbst als blau bezeichnete. Sobald ich alt genug gewesen war, hatte ich Stunden damit verbracht, die Rosen wieder dazu zu bringen, dass sie den ganzen Sommer über blühten. Meine Hände waren immer noch vernalbt von ihren Dornen, aber ich wusste, warum sie sich so gut schützten.

Ein zweites Mal wandte ich mich ab und trottete den Hügel hinunter. In der Stadt würde ich den Rat um Zeit in der großen Bibliothek bitten. Es musste einen Grund dafür geben, dass ich geboren worden war, nachdem fünftausend Jahre lang immer dieselben Seelen wiedergeboren worden waren.

Der Vormittag schritt voran, aber die Kälte ließ kaum nach. Schneeverwehungen säumten die kopfsteingepflasterte Straße, und ich hinterließ Spuren in der weißen Schicht, die sich seit der Nacht neu gebildet hatte. Ab und zu raschelten Streifenhörnchen und Eichhörnchen in den vereisten Zweigen oder huschten die Tannen hinauf, aber meist war es still. Selbst der Elchbulle, der mit der Schnauze im Schnee wühlte, gab keinen Laut von sich. Man hätte meinen können, ich sei der einzige Mensch im Reich.

Ich hätte vor meinen Quindec fortgehen sollen, meinem fünfzehnten Geburtstag und – für normale Menschen – dem Tag, an dem man körperlich erwachsen ist. *Normale* Menschen verließen ihre Eltern, um diesen Geburtstag mit Freunden zu feiern, aber ich hatte keine Freunde, und ich hatte gedacht, dass ich länger brauchen würde, um die Fähigkeiten zu erlernen, die jeder andere seit Jahrtausenden beherrschte. Es geschah mir recht – warum hatte ich Li auch immer geglaubt, wenn sie mich als dumm bezeichnete?

Diese Chance würde sie nie wieder bekommen. Am Ende der Straße, die vom Haus wegführte, zog ich den Kompass hervor und schlug den Weg Richtung Norden ein.

Die vertrauten Bergwälder im Süden des Reiches waren un-

gefährlich; Bären und andere große Säugetiere ließen mich in Ruhe, und ich sie ebenfalls. Ich hatte meine Jugend damit verbracht, Muscheln und Mineralien zu sammeln, die nach Jahrhunderten wieder an die Erdoberfläche gelangt waren. In den Büchern stand, dass der Endsee sich vor tausend Jahren in den Regenzeiten bis hierher nach Norden ausgedehnt hatte und dass man hier deswegen heute auf Schatzsuche gehen konnte. Der See wurde so genannt, weil er die südliche Grenze des Reiches bildete.

Ich machte keine Pause, sondern aß im Gehen einige der schrumpeligen Äpfel aus dem Keller und hinterließ eine Spur von Kerngehäusen für den glücklichen Finder. Als mein Hunger gestillt war, zog ich mir den Hemdkragen über die Nase und ließ meinen Atem über Lippen und Wangen streichen. Die Brust und den Hals gewärmt sang ich Unsinn über Freiheit und Natur. Meine Schritte hielten den Takt, und ein Adler stimmte mit seinen Rufen ein.

Ich hatte nie richtigen Musikunterricht gehabt, aber ich hatte einige Bücher darüber aus der Bibliothek unseres Hauses gestohlen und auch ein paarmal Aufnahmen von Dossam, dem meistgefeierten Musiker im Reich. Ich hatte mir seine – manchmal ihre – Lieder gut gemerkt, falls Li meinen Diebstahl entdeckte. Die Schläge war es wert gewesen.

Allmählich sank die trübe Sonne dem Horizont entgegen. Die verschneiten Gipfel zu meiner Rechten wurden bereits schwarz. Seltsam, denn ich ging nach Norden. Die Sonne hätte also links von mir untergehen müssen.

Vielleicht hatte sich die Straße um einen Hügel herumgewunden, und ich hatte es nicht bemerkt. Aber als ich meinen Rucksack auf dem Kopfsteinpflaster abstellte und auf eine Pappel kletterte, um mir etwas Übersicht zu verschaffen, bewahrheitete sich meine Vermutung nicht. Die Straße führte

keineswegs in einem Bogen zurück in die entgegengesetzte Richtung. Sondern sie zog sich, soweit ich es in dem Dämmerlicht erkennen konnte, wie eine Schneise geradlinig durch Fichten und Kiefern, direkt am Endsee vorbei.

Also hatte Li mich hereingelegt.

»Ich hasse dich!«, schrie ich, warf den Kompass auf den Boden und kniff die Augen fest zusammen, nicht sicher, auf wen ich wütend sein sollte. Auf Li, die mir einen schlechten Kompass gegeben hatte, oder auf mich selbst, weil ich ihr eine kleine Geste der Freundlichkeit überhaupt zugetraut hatte.

Ich war einen ganzen Tag umsonst gelaufen und würde einen weiteren Tag für den Rückweg benötigen, aber zumindest hatte ich es bemerkt, bevor ich die Grenzen des Reiches überschritten hatte. Das Letzte, was ich brauchte, war eine Begegnung mit einem Kentauren – durchaus möglich so weit im Süden – oder einem der Sylphen, die die Grenzen des Reiches unsicher machten. Für gewöhnlich kamen sie dank der Wärmefallen, die überall im Wald aufgestellt waren, nicht herüber, aber als Kind hatte ich oft von ihnen geträumt und Zweifel gehegt, ob die Schatten und die Wärme wirklich nur Alpträume waren.

Wie auch immer. Li würde nie von ihrem Sieg erfahren, wenn ich es ihr nicht erzählte.

Dunkelheit senkte sich über den Wald, als ich von der Pappel kletterte, nur dünnes Mondlicht drang durch die Wolken. Ich durchwühlte den Rucksack, bis meine Hand sich um die Taschenlampe schloss, drehte ein-, zweimal kurz am Griff und schlug in ihrem weißen Licht ein Lager auf. Gleich neben der Straße plätscherte ein Bach, und dicke Nadelbäume schützten eine Lichtung, die kaum groß genug für meinen Schlafsack war.

Ich schob etwas Schnee beiseite und legte den Schlafsack

auf den Boden. Er ging mir bis über den Kopf und ließ genug Bewegungsfreiheit. Ich hatte kein Zelt und brauchte auch keins, es würde zu lange dauern, bis es darin warm geworden war, da Li mir kein Heizgerät mitgegeben hatte. Nicht, dass ich so viel Anstand erwartet hätte. Trotzdem wurde mir im Schlafsack bald so warm, als wäre ich im Purpurrosenhaus.

Vielleicht konnte ich für immer in der Wildnis des Reiches leben, wenn ich erst einmal wusste, woher ich gekommen war und ob ich wiedergeboren werden würde. Ich brauchte niemanden sonst.

Gedämpft sumgte ich die Melodie meiner Lieblingssonate, bis meine Augen schwer wurden.

»Sch.«

Ich war mit einem Schlag hellwach und erstarrte. »Hscht.«

Von der anderen Seite des Baches kam ein tiefes Stöhnen. Es waren jedoch keine Schritte zu hören, unter denen Zweige knackten, kein Rascheln in den Ästen. Alles war still, bis auf das Rauschen des Wassers. Und das Flüstern.

Das Gemurmel dauerte an. Jemand anders hatte anscheinend beschlossen, hier sein Lager aufzuschlagen, und dabei irgendwie meinen Schlafsack übersehen.

Schön. Dann würde ich eben gehen. So kurz nach Li war ich für andere Menschen noch nicht bereit. Sie hatte immer gesagt, die Leute würden mich nicht mögen, weil ich war, was ich war, und ich wollte niemandem erklären, warum ich mich am Rande des Reiches befand. Das Gebiet der Menschen erstreckte sich zwar weithin, aber die meisten hatten sich in Heart vergraben, und jetzt musste sich ausgerechnet hier jemand niederlassen.

Die Geräusche der Eindringlinge veränderten sich nicht, als ich aus dem Schlafsack hinausrobbte, meinen Mantel anzog und all meine Habseligkeiten in den Rucksack stopfte. Die Jah-

re, in denen ich es vermieden hatte, Lis Aufmerksamkeit zu erregen, waren also doch zu etwas nütze gewesen.

Jemand stöhnte. Jetzt wollte ich wirklich hier weg.

Im Schein des Mondlichts kroch ich auf die Straße zu. Es war gerade hell genug, um Bäume und Unterholz zu erkennen. Doch keine Spuren von meinen Besuchern. Ich musste für eine ganze Weile geschlafen haben, denn der Himmel war klar und schwarz, von Sternen wie mit einer feinen Schneedecke überzogen. Äste knarrten im Wind.

»Sch.« Das Geflüster folgte meinem Rückzug.

Mit klopfendem Herzen machte ich die Taschenlampe an und schwenkte den Lichtstrahl dorthin, wo das Wasser über die Steine plätscherte. Schnee, Erde und Schatten. Nichts Ungewöhnliches, von körperlosen Stimmen abgesehen.

Soweit ich wusste, gab es nur ein Wesen, das sich bewegte, ohne die Welt zu berühren. Sylphen.

Meine Lunge brannte von der eisigen Luft, als ich über knirschenden Schnee die Straße entlangrannte. Aus Stöhnen wurde Kreischen und Gelächter. Die Hitze in meinem Nacken mochte aus dem Schrecken geborene Einbildung sein, doch die Sylphen holten auf. Einen Kratzer ihrer glühenden Berührung würde ich überleben, aber alles, was darüber hinausging, würde mich töten.

Es gab zwar Möglichkeiten, sie lange genug gefangen zu halten, um sie tief in die Wildnis zu bringen, aber mir fehlten die Mittel dazu. Und es war unmöglich, einen Schatten zu töten.

Während ich weiterhastete, schlugen mir Zweige ins Gesicht, Dornen hielten meinen Mantel fest. Ich riss mich jedes Mal los und lief tiefer in den Wald hinein. Nur das Zischen verriet, wie nahe die Sylphen waren.

Meine Augen trännten in der eisigen Luft, und die Taschenlampe wurde bereits schwächer, es war Lis alte Ersatzlampe.



Meine Brust brannte vor Angst und Kälte, und ich hatte Seitenstechen. Das Heulen der Sylphen klang wie der pfeifende Wind in einem Sturm und kam immer näher. Eine Flammenzunge erreichte meine ungeschützte Wange. Ich schrie auf und versuchte, noch schneller voranzukommen, und prompt verfang sich mein Rucksack in dem Gewirr der Zweige. Wie sehr ich auch daran zog und zerrte, ich bekam ihn nicht frei.

Der Schnee schmolz unter den Sylphen, als sie einen dunklen Kreis aus schauerlichen Geräuschen und Wind bildeten. Schwarze Ranken wanden sich auf mich zu, und die Verbrennung auf meiner Wange schmerzte.

Ich zog die Arme aus den Rucksackgurten und schoss zwischen den Schattenwesen hindurch. Die Hitze traf mich im Gesicht wie aus einem Backofen. Sie kreischten und verfolgten mich, aber ich konnte mich nun freier bewegen. Bäume, Gestrüpp, umgestürzte Baumstämme. Ich rannte, schlug Haken und konzentrierte mich darauf, an dem nächsten Hindernis vorbeizukommen, statt an den Schnee und die Kälte zu denken oder an den feurigen Tod, der mich jagte.

Vielleicht konnte ich sie zu einer der Sylphenfallen führen, aber ich wusste nicht, wo sie waren. Ich wusste nicht einmal, wo *ich* war.

Die Taschenlampe ging aus. Ich klopfte und drehte den Griff, bis in dem trüben Licht wieder Schnee und Bäume zu erkennen waren.

Die Sylphen heulten und stöhnten und kamen näher, als ich einer schneebedeckten Tanne auswich. Ich spürte einen Hitzeschwall im Nacken, sprang über einen Baumstamm und rutschte auf einen Felsrand über dem See zu. Um nicht hinunterzustürzen, warf ich mich auf die Knie. Meine Taschenlampe hatte weniger Glück als ich und fiel in die Tiefe. Ein – zwei – drei Sekunden. Ein tiefer Fall.

Ein Windstoß wehte vom See herüber, als ich wieder auf die Füße kam. Die Sylphen verharrten am Waldrand, sieben oder acht Geschöpfe aus Schatten und Rauch, die doppelt so groß waren wie ich. Der Schnee schmolz unter ihnen, als sie vorwärtsglitten und ich zwischen ihnen und dem Abgrund des Endsees in der Falle saß.

Ihre Rufe kündeten von Zorn und Hoffnungslosigkeit, von ewig brennendem Feuer.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Der See hinter mir war eine einzige dunkle Fläche, aus der nichts hervorstach. Falls es Felsen oder Eisschollen gab, konnte ich sie nicht sehen. Ertrinken wäre ein besseres Ende, als für Wochen oder Monate im Sylphenfeuer zu brennen.

»Ihr kriegt mich nicht.« Ich drehte mich um und sprang von der Klippe. Der Tod würde schnell und kalt sein, ich würde nichts spüren.

# Wasser



Ein Schrei verhallte. Meiner.

Ich holte tief Luft und schlug die Hände über Mund und Nase. Wasser schoss mir in die Stiefel, an mir hinauf und über das Gesicht. Der Druck presste mir den Atem aus der Lunge. Mein Mantel saugte sich voll und zog mich in die Tiefe.

Fäustlinge sind keine Flossen, und meine Stiefel waren zu schwer zum Wassertreten. Als ich mich nach oben kämpfte, war ich taub vor Kälte und spürte kaum die Eisklumpen, gegen die ich mit wild rudern den Armen und Beinen stieß. Unter Wasser schien die Schwerkraft in jede Richtung zu wirken, aber als ich noch glaubte, weiter nach unten gezogen zu werden, schnitt mir plötzlich ein eisiger Wind ins Gesicht.

Ich spuckte Wasser und schnappte nach Luft. Ich versuchte, mich ans nächste Ufer zu ziehen, doch ich konnte in der schweren, vollgesogenen Kleidung nicht die Arme heben. Das Gewicht zog mich abermals unter Wasser und ließ mir nur Sekunden, um die Lunge zu füllen.

Wie sehr ich mich auch bemühte, ich konnte den Weg zurück an die Oberfläche nicht finden. Ich klammerte mich an einen Eisbrocken, um mich daran hochzuziehen, doch stattdessen wurde ich herumgerissen. Ein heller Schimmer zog meinen Blick auf sich: die Taschenlampe, die auf den Grund sank, den ich nicht sehen konnte.

Ich hielt den Mund fest geschlossen, aber meine Brust ver-

krampfte sich, als meine Lunge nach frischer Luft verlangte, wo keine war. Wenn mich die Kälte nicht vorher umbrachte, würde es das Wasser tun.

Meine Gedanken vereisten und zersplitterten. Ich hörte meinen Pulsschlag in den Ohren, der vor Kälte und Sauerstoffmangel immer langsamer wurde. Wie sehr ich auch versuchte, nach oben zu gelangen, ich konnte dieses Oben nicht *finden*, und ich konnte meine Arme nicht dazu bringen, sich zu bewegen. Das Wasser wurde dunkler, während ich meiner Taschenlampe auf den Grund des Sees folgte.

Bläschen für Bläschen entwich die Luft aus meine Lunge.

Neben mir gurgelte Wasser in einem Strudel, wo es hätte unbewegt sein sollen. Als meine Zehenspitzen den Grund berührten, strich ein Lichtschein über meine Augenlider, und etwas schlang sich um meine Taille. Ich schoss nach oben. Der Griff um meine Taille wurde fester und zog mich durch schwarzes Wasser.

Das langsame Pochen meines Herzens schien aus immer weiterer Ferne zu kommen. Mein Brustkorb zuckte, als ob mich das zum Einatmen verleiten sollte. Ich konnte nicht länger den Atem anhalten. Meine Lunge würde platzen, wenn ich nicht etwas hineinließ, um den Druck zu lindern.

Ich konnte nicht dagegen an. Ich schluckte Wasser und überließ mich der Kälte.

Die Zeit trieb in einem eisigen Dunst dahin. Wasser strömte um mich herum und durch mich hindurch, und alles wurde glatt und schwarz wie Obsidian.

Ich lag auf dem Rücken.

Etwas schlug auf meine Brust. Ein Stein. Eine Faust. Zorn. Kälte und Nässe pressten sich auf meinen Mund, und Hitze blies hinein. Das Hämmern auf meine Brust ging weiter, und in mir bildete sich eine Blase, wuchs und drängte hinaus.

Ich nahm ein dunkles, triefendes Gesicht wahr, ehe ich einen Herzschlag später Seewasser spuckte. Es brannte wie Feuer in meiner Kehle, aber ich hustete und spuckte, bis mein Mund trocken war. Ich fiel wieder auf den Rücken, als das Zittern kam und mich wie die Fensterscheiben des Purpurrosenhauses in einem Sturm durchschüttelte.

Der eisige Wind war kälter als der See, aber ich atmete. Ich war am Leben. Die Luft von jemand anderem erfüllte mich. Ich zwang mich, die Augen zu öffnen, und konnte es kaum glauben, dass jemand sich die Mühe gemacht hatte, mich zu retten.

Das Eis und die zunehmende Schwärze mussten meine Sicht getrübt haben, denn ich sah den besorgten Ausdruck eines Jungen in Erleichterung umschlagen. Vielleicht spielten mir meine schwindenden Sinne einen Streich, denn er schien mich anzulächeln. Ausgerechnet mich.

Dann verlor ich das Bewusstsein und versank in dunkle Träume.

Woldecken streiften mein Gesicht. Mein dicker Mantel und meine Stiefel waren verschwunden, und ich lag trocken auf der Seite. Meine Zehen und Finger kribbelten, als die Taubheit nachließ. Mir tat von dem Aufprall auf dem Wasser alles weh, aber das Einzige, was wirklich *schmerzte*, war die Wunde auf meiner Wange. Decken schlossen mich in einem Wärmepolster ein. Unklare Gedanken schlossen mich in diesem Traum von Sicherheit ein.

Etwas Festes drückte sich gegen meinen Rücken. Ein Körper atmete mit mir im Gleichtakt ein und aus, bis ich die Einheit zerstörte, indem ich darüber nachdachte. Ein Arm war um mich gelegt, und eine Hand ruhte auf meinem Herzen, wie um darauf zu achten, dass es weiterschlug, oder um dafür zu

sorgen, dass es nicht herausfiel. Ein warmer Atem in meinem Nacken bewegte die feinen Härchen auf der Haut.

Als ich gerade schläfrig weiterträumen wollte, sagte eine tiefe Stimme hinter mir: »Hi.«

Ich hielt den Atem an und wartete darauf, dass der Traum sich verändern würde.

»Das muss das erste Mal seit viertausend Jahren gewesen sein, dass jemand ein Bad im See mitten im Winter für eine tolle Idee gehalten hat. Es ist eine schreckliche Art zu sterben. Wolltest du einfach nur feststellen, ob sich das geändert hat?«

Ich riss die Augen auf, als mir klar wurde, dass ich nicht träumte. Ich sprang auf, die Beine in der Decke verheddert, und stieß mir den Ellbogen an einem kleinen Heizgerät. Das Zelt schien sich auf mich herabzusenken. Nur eine kleine Lampe erhellte den Raum, aber es war genug, um den Eingang mit dem Reißverschluss zu finden. Ich stürzte darauf zu.

Der junge Mann packte mich, und ich landete auf dem Hintern, zog jedoch dabei den Reißverschluss mit mir. Winterluft strömte herein, als ich mich seinem Griff entwand und in die Nacht hinausstürmte. Schnee funkelte im Mondlicht, trügerisch friedlich mit seiner erdrückenden Stille.

Wollsocken schützten meine Füße, bis ich zu einer Baumreihe am Ende einer Lichtung kam, dann piksten Kiefernadeln und kleine Steine durch den Schnee. Es kümmerte mich nicht. Ich rannte einfach weiter, nur weg von den Sylphen und dem fremden jungen Mann. Zwar wusste ich nicht, was er wollte, aber wenn er genauso war wie Li, dann war es nicht gut, in seiner Nähe zu sein.

Als ich um einen Turm aus Felsbrocken und kleinen, dicken Bäumen lief, holte mich der Winter ein. Eine Gänsehaut kroch mir die nackten Arme hinauf. Ich trug nur ein dünnes Hemd und eine Hose, die viel zu groß war – beides nicht von mir.

Die eisige Luft brannte bei jedem Atemzug. Ich stolperte eine Treppe aus Stein und Lehm hinunter und wollte weiterlaufen, doch vor mir erstreckte sich der weite See im Mondlicht. Kleine Wellen blinkten auf, als sie ans Ufer und an meine Zehen plätscherten.

Ich stolperte zurück und hatte Bilder von Eis und einer schwächer werdenden Taschenlampe vor Augen, wenn ich blinzelte. Die hohen Felsen, von denen ich gestürzt – nein, gesprungen war –, hingen ein gutes Stück rechts von mir über dem See und zeichneten sich dunkel gegen helles Sternenlicht und verschneite Berge ab. Ich hätte sterben sollen.

Vielleicht hatte Li den Jungen bezahlt, damit er mich rettete. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sie mit mir spielte wie eine Katze mit der Maus, bis die Maus – ich – vor Angst beinahe starb.

Schritte knirschten im Schnee, und die Wellen vor meinen Füßen erglühten in hellem Licht. Ich fuhr herum. Der Junge hielt eine Laterne auf Schulterhöhe und sah an mir vorbei. »Nachdem ich mir solche Mühe gegeben habe, dich zu retten, wäre es nett, wenn du nicht schon wieder versuchen würdest, dich umzubringen.«

Ich biss die Zähne zusammen, damit sie nicht klapperten. Ich zitterte am ganzen Körper, während ich nach einer Fluchtmöglichkeit suchte, aber er verstellte den einzigen Weg. Ich hätte ihn verprügeln oder an ein anderes Ufer schwimmen können, wohin er mir nicht folgen konnte. Doch beides würde wohl nicht funktionieren, vor allem, da ein neuerliches Bad in dem eiskalten See das Letzte war, was ich wollte. Er würde mich wahrscheinlich nur noch mal retten.

Er musste stark sein, sonst hätte er mich nicht so ohne Weiteres vom Grund des Sees nach oben bringen können. Bartstoppeln verdunkelten sein Kinn, und er war viel größer als

ich, aber er schien in meinem Alter zu sein. Braun gebrannt, weit auseinanderstehende Augen und dunkle, widerspenstige Haare. Das mussten seine Arme gewesen sein, die mich unter Wasser umschlossen hatten, und sein Atem, der mich anfüllte, als ich selbst keinen mehr hatte.

»Eigentlich kannst du auch zurückkommen.« Er hielt mir seine freie Hand hin und bog die langen Finger in einer Geste des Willkommens. »Ich werde dir nichts tun, und du zitterst. Ich mache uns Tee.«

Er tat auch nichts, um sein eigenes Zittern zu verbergen; das Fehlen von Mantel oder Handschuhen bedeutete, dass er sich nicht die Zeit genommen hatte, sich warm anzuziehen, bevor er mir gefolgt war. Vielleicht machte er sich wirklich Sorgen, aber ich hatte auch Li für aufrichtig gehalten, als sie mich daran erinnert hatte, einen Kompass mitzunehmen.

»Bitte.«

Meine andere Option war zu erfrieren, was nun, da ich definitiv am Leben war, weniger reizvoll schien. Aber ich würde ihn im Auge behalten, und wenn er irgendetwas in der Art von Li versuchen sollte, würde ich fliehen. Er konnte mich nicht dazu zwingen zu bleiben.

Ich folgte ihm durch den Wald. Nahm seine Hand nicht, schlang nur die Arme um mich und war froh, dass er eine Laterne mitgebracht und darauf geachtet hatte, in welche Richtung ich gelaufen war.

Der Wald war schwarz von Schatten und weiß von Schnee-  
verwehungen. Kiefern und Tannen erbebten unter der Last von einer Million Schneeflocken. Ich zuckte bei jedem Geräusch zusammen und lauschte auf das Flüstern und Stöhnen, das mich in den See getrieben hatte.

An der Stelle, wo mich die Sylphe an der Wange berührt hatte, verspürte ich einen stechenden Schmerz. Außerdem



fühlte sie sich heiß an. Es schienen sich jedoch keine Blasen gebildet zu haben, und es würde mich wohl nicht umbringen. Ich konnte froh sein, dass ich nicht mehr abbekommen hatte. Angeblich sollen große Sylphenverbrennungen wachsen und mit der Zeit den ganzen Körper verzehren. Li hatte mich gewarnt, dass es eine schmerzhaftes Todesart sei.

Wir erreichten das Zelt. Ein kleines Pferd mit einem halben Dutzend Decken auf dem Rücken stand daneben und beäugte uns schnaubend. Als wir nichts Beängstigendes taten, senkte es den Kopf, um weiterzudösen.

Mein Retter hielt mir das Zelt auf. Unsere Stiefel und Mäntel hingen am Eingang, immer noch feucht. Links lagen die Decken, in der Mitte stand eine kleine Solarakkuheizung, und auf der anderen Seite hatte der Junge seine Taschen untergebracht. Es war gerade genug Platz für eine Person, um sich auszustrecken, oder für zwei, die sich gernhatten – oder gegen Unterkühlung kämpften. Er hatte genau gewusst, wie er mir das Leben retten musste, während ich in seiner Lage in Panik geraten wäre. In *meiner* Lage war ich schon genug in Panik geraten.

»Setz dich.« Er deutete mit dem Kopf auf die Decken und den Heizer.

Ich ließ mich nicht anmutig nieder, sondern brach in ein zitterndes Häuflein Elend zusammen. Mein ganzer Körper tat weh. Vor Kälte, von dem Aufprall aufs Wasser. Von den feurigen Schatten, die mich durch den Wald gejagt hatten.

Wenn er gewusst hätte, dass ich die Seelenlose war, hätte er sich bestimmt nicht hingekniet und mir geholfen, mich aufzusetzen. Er hätte mir keine Decke fest um die Schultern gewickelt und bei der Brandwunde auf meiner Wange die Stirn gerunzelt. Aber er wusste es nicht. Was bedeutete, dass er vielleicht doch keiner von Lis Freunden war.

»Sylphen?«

Ich legte die Hand über die Verbrennung. Wenn es so eindeutig war, warum fragte er dann?

Er ging zu seinen Taschen, füllte einen tragbaren Wasserkocher und schaltete ihn ein. Als vom Boden des Glases Luftblasen aufstiegen, holte er eine kleine Dose hervor. »Trinkst du Tee?«

Ich zwang mich zu einem Nicken, und als er nicht hinschaute, hielt ich die Hände über den Raumheizer. Heiße Schauer rieselten mir über die Haut, aber die Kälte steckte tiefer, besonders in meinen Füßen. Die Wollsocken – die ihm gehören mussten, weil meine Hände auch noch mit reingepasst hätten – waren feucht vom Schnee.

Er goss zwei Becher mit kochendem Wasser voll und gab Teeblätter hinein. »Hier.« Einen der Becher hielt er mir hin. »Lass ihn noch eine Minute ziehen.«

Nichts, was er tat, war bedrohlich. Vielleicht *hatte* er mich ja aus reiner Herzensgüte gerettet, obwohl er es wahrscheinlich bereuen würde, wenn er erst wüsste, was ich war. Und jetzt kam ich mir dumm vor, weil ich uns beide wieder hinaus in die kalte Nacht gezwungen hatte.

Ich nahm den Tee. Der Keramikbecher hatte Dellen, weil er schlecht getöpft worden war, und war außen mit einer Schar Singvögel bemalt. Er war ganz anders als die strengen, zweckmäßigen Sachen bei Li. Ich wärmte mir die Hände daran und atmete den Dampf ein, der nach Kräutern roch. Der Tee verbrühte mir die Zunge, aber ich schloss die Augen und wartete darauf, dass ich aufhörte zu zittern.

»Ich bin übrigens Sam.«

»Hi.« Wäre da nicht die Gefahr gewesen, dass meine Eingeweide zu Pfützen schmolzen, ich hätte den ganzen Tee auf einmal hinuntergekippt.

Sam sah mich neugierig an. »Willst du mir nicht sagen, wer du bist?«

Ich runzelte die Stirn. Wenn ich mich als die Seelenlose zu erkennen gab, das *Ding*, das anstelle von jemandem namens Ciana geboren worden war, würde er mir den Tee wegnehmen und mich aus dem Zelt jagen. Dies sei nicht mein Leben, hatte Li mir manchmal gesagt. Sie hatte mir damals Cianas Namen noch nicht genannt, aber ich hatte gewusst, dass ich jemanden ersetzte. Ich hatte sie einmal darüber tratschen hören. Jeder Atemzug, den ich tat, hätte jemandem gehören sollen, den alle seit fünftausend Jahren gekannt hatten. Diese Schuld war erdrückend.

Ich konnte diesem Jungen nicht sagen, was ich war.

»Du hättest mir nicht hinterherlaufen müssen. Ich wäre schon zurechtgekommen.«

Er zog die Brauen zusammen, und eine Falte bildete sich zwischen seinen Augen. »So, wie du im See zurechtgekommen bist?«

»Das war etwas anderes. Vielleicht wollte ich dort draußen sein.« Dumme Klappe. Er würde es bald wissen, wenn ich meine dumme Klappe nicht halten konnte.

»Wenn du es sagst.« Er trocknete den Wasserkocher und schob ihn zurück in seine Hülle. »Ich glaube nicht, dass du sterben wolltest. Ich habe meine Feldflaschen gefüllt, als ich dich springen sah. Du hast geschrien, und ich habe dich mit den Armen rudern sehen, als wolltest du schwimmen. Als du eben an den See gekommen bist, hast du dich erschreckt wie eine Maus, die merkt, dass eine Katze im Zimmer ist. Was hast du im Wald gemacht? Wie bist du an die Sylphen geraten?«

»Ist doch egal.« Ich rutschte näher an das Heizgerät heran.

»Du willst mir also nicht sagen, wie du heißt.«

Eine Feststellung, keine Frage. Bald würde er anfangen zu raten. Er konnte alle Leute ausschließen, wie die ich mich de-

finitiv nicht benahm, alle Leute, die zum falschen Zeitpunkt wiedergeboren worden waren, um jetzt achtzehn zu sein, und alle Leute in meinem Alter, die er in den letzten paar Jahren gesehen hatte.

»Ich kann mich nicht daran erinnern, jemanden so beleidigt zu haben, dass er mir seinen Namen nicht anvertrauen wollte. Zumindest nicht in letzter Zeit.«

»Du kennst mich nicht.«

»Das habe ich doch gesagt. Hast du Wasser ins Gehirn bekommen?«

Es klang nicht sehr nach einem Scherz.

Ich hatte noch nie von einem Sam gehört, aber angesichts der dürftigen Sammlung von Büchern in Lis Bibliothek war das kein Wunder. Ich hatte von den meisten Menschen noch nie gehört.

Ich trank den Tee aus, ließ den leeren Becher sinken und murmelte: »Ich bin Ana.« Inzwischen war mir warm, und ich war nicht ertrunken. Wenn er mich hinauswarf, würde ich nicht schlechter dran sein als zuvor, solange ich meinen Rucksack wiederfand.

»Ana.«

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, als er meinen Namen aussprach. Und was für einen Namen. Als ich den Mut aufgebracht hatte, Li zu fragen, warum sie diesen Namen ausgewählt hatten, hatte sie gesagt, er sei Teil eines alten Wortes, das »alleine« oder »leer« bedeutete. Es war außerdem ein Teil von Cianas Namen und symbolisierte das, was ich ihr gestohlen hatte. Es bedeutete, dass ich eine Seelenlose war. Ein Mädchen, das in Seen sprang und von Sam gerettet wurde.

Ich hielt den Kopf gesenkt und beobachtete ihn, die Augen niedergeschlagen. Seine Haut war in dem warmen Zelt und vom Dampf des Tees gerötet. Er besaß noch die vollen Wan-

gen seines Alters, aber die Art, wie er sprach, verriet Autorität und Wissen. Er sah aus wie jemand, mit dem ich hätte aufgewachsen sein können, aber das täuschte, denn er hatte schon Tausende von Jahren gelebt. Seine Haare fielen ihm wie Schatten über die Augen und verbargen seine Gedanken, während er mich seinerseits musterte.

»Du bist doch nicht ...« Er legte den Kopf schräg und runzelte die Stirn. Ich muss so leicht zu lesen gewesen sein wie ein Himmel voller Regenwolken. »Oh, du bist *die Ana*.«

Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich, hin- und hergerissen zwischen Zorn und Demütigung, die Decke von mir warf. *Die Ana*. Wie eine Krankheit. »Ich werde dich nicht weiter belästigen. Danke für den Tee. Und dafür, dass du mich gerettet hast.« Ich schob mich zur Zeltflasche, aber er hielt den Arm vor den Reißverschluss.

»Das ist nicht nötig.« Er machte wieder eine Kopfbewegung zu der Decke hin, und sein Ton duldet keine Widerrede. »Leg dich hin.«

Ich biss mir auf die Lippe und fragte mich, ob er sich wohl bei Li melden würde, sobald ich eingeschlafen war, und ihr sagen würde, dass er mich in einem See gefunden habe und ich noch nicht in der Lage sei, für mich selbst zu sorgen. Aber ich konnte unmöglich zu ihr zurückgehen.

Sein Ton wurde sanfter, als wäre ich ein scheues Pferd. »Ist schon gut, Ana. Bitte bleib hier.«

»Okay.« Ohne ihn aus den Augen zu lassen, kroch ich wieder unter die Decke. *Die Ana*. Seelenlos. Ana, die nicht hätte geboren werden sollen. »Danke. Ich werde dir deine Großzügigkeit vergelten.«

»Wie willst du das machen?« Er saß vollkommen reglos da, die Hände auf dem Schoß, und sah mir direkt in die Augen. »Hast du irgendwelche Fähigkeiten?«

Nervosität schnürte mir die Kehle zu. Dies war eines der wenigen Dinge, die Li erklärt hatte, und sie hatte es oft erklärt. Im Reich gab es eine Million Seelen. Es hatte immer eine Million Seelen gegeben, und jede einzelne leistete ihren Beitrag zur ständigen Verbesserung der Gesellschaft. Jeder verfügte über notwendige Talente oder Fähigkeiten, sei es, dass er gut mit Zahlen oder Wörtern umgehen konnte, Fantasie für Erfindungen, Führungsqualitäten oder einfach nur den Wunsch besaß, Landwirtschaft zu betreiben und für Nahrung zu sorgen, damit niemand hungern musste. Seit Tausenden von Jahren hatten sie sich das Recht auf ein gutes Leben verdient.

Ich hatte mir nichts verdient. Ich war die Seelenlose, die Li achtzehn Jahre gekostet hatte, ihr Essen und ihre Fähigkeiten in Anspruch genommen und die sie mit Fragen und all ihren *Bedürfnissen* genervt hatte. Die meisten Menschen verließen ihre Eltern in einem Leben, wenn sie dreizehn Jahre alt waren. Vierzehn, höchstens. Sie waren dann in der Regel groß und stark genug, um dort zurechtzukommen, wo sie sein wollten. Ich war fünf zusätzliche Jahre geblieben.

Ich hatte nichts Einzigartiges, was ich Sam hätte anbieten können, also senkte ich den Blick. »Nur das, was Li mir beigebracht hat.«

»Und das wäre?« Als ich schwieg, fügte er hinzu: »Schwimmen war es jedenfalls nicht.«

Was sollte das denn heißen? Ich hatte herausgefunden, wie man Wasser tritt, als ich jünger war, aber im Winter war alles anders. Und in der Dunkelheit. Ich runzelte die Stirn, vielleicht war es ein Scherz gewesen. Ich beschloss, es zu ignorieren. »Saubermachen, Gartenarbeit, Kochen. So etwas in der Art.«

Er nickte, als wollte er mich ermutigen weiterzusprechen.

Ich zuckte die Achseln.

»Sie muss dir geholfen haben, sprechen zu lernen.« Wieder zuckte ich die Achseln, und er lachte leise. »Oder auch nicht.« Er lachte mich aus. Genau wie Li.

Ich sah ihm in die Augen und legte einen kalten und harten Ton in meine Stimme. »Vielleicht hat sie mir ja beigebracht, wann man schweigen soll.«

Sam richtete sich mit einem Ruck auf. »Und wie man auf Abwehr geht, wenn es nicht böse gemeint war.« Er fiel mir ins Wort, noch ehe ich mich entschuldigen konnte, obwohl ich den Mund schon dafür geöffnet hatte. Eigentlich wollte ich das warme Zelt gar nicht verlassen, vor allem jetzt, da die Kräuter und die völlige Erschöpfung ihre Wirkung zeigten. »Weißt du etwas über die Welt? Wie du dich einfügst?«

»Ich weiß, dass ich anders bin.« Mir schnürte sich die Kehle zu, und meine Stimme quiekte. »Und ich hatte gehofft herauszufinden, wie ich mich einfügen kann.«

»Indem du auf Socken durchs Reich rennst?« Sein Mundwinkel zuckte, als ich ihn wütend ansah. »War ein Scherz.«

»Sylphen haben mich gejagt, und ich habe meinen Rucksack verloren. Ich hatte vor, in die Stadt zu gehen, um in der großen Bibliothek nach einem Hinweis darauf zu suchen, warum ich geboren wurde.« Es musste einen Grund geben, warum ich Ciana ersetzt hatte. Ich war bestimmt kein Fehler, kein großes *Ups*, das eine Frau die Unsterblichkeit gekostet und alle anderen mit Trauer über ihren Verlust erfüllt hatte. Dieses Wissen würde am Schuldgefühl nichts ändern, aber es könnte mir zeigen, was ich mit meinem gestohlenen Leben anfangen sollte.

»Nach allem, was du erzählt hast, bin ich erstaunt, dass Li sich überhaupt die Mühe gemacht hat, dir Lesen beizubringen.«

»Ich habe es mir selbst beigebracht.«



Jodi Meadows

## **Das Meer der Seelen. Nur ein Leben**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-442-47601-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2013

Romantische Fantasy: herzergreifend und wunderschön

Ana ist das Mädchen mit der reinen, neuen Seele. Und das macht sie zur Außenseiterin. Denn jeder in ihrer Welt wurde mehrmals wiedergeboren und kann sich an seine vorherigen Leben erinnern. Doch als Ana geboren wurde, passierte etwas Ungewöhnliches: Eine Seele musste für sie sterben. Weil jeder dies als schlechtes Omen deutet, will niemand etwas mit ihr zu tun haben, niemand außer Sam. Doch plötzlich greifen schreckliche Wesen an. Trägt Ana tatsächlich die Schuld daran? Sie wird es herausfinden müssen, wenn sie in dieser Welt überleben will ...